In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 125 | Posen, den 4. Juni 1929 | 3. Jahrg

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krack.

(22. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

„Du bleibst bei mir —?“

„Ja gewiß —!“

„Bis ich gesund bin —?“

„Ja, natürlich —! Bis du gesund bist —!“

Sie nahm seine Hand, drückte sie, behielt sie in der ihren . . .

Steffen machte sich noch keine Sorgen, dachte, in wenigen Tagen ist alles vorüber, alles wieder gut. Sie wird sich schnell erholen. Eine Erkältung, die in den Gliedern steckt, die den gewöhnlichen Verlauf nehmen wird.

Aber er täuschte sich. Trotz aller Vorsicht und Pflege, aller Mittel keine Besserung. Im Gegenteil. Das Leiden verschlimmerte sich — zusehends. Der Husten wurde stärker. Artete aus. Zu wahren Erstickungsanfällen. Daß sie nicht Luft noch Atem holen konnte, das Gesicht blaurot überlief. Auf ihrer Stirn kalter Schweiß. Die Glieder heiß und feucht. Der Puls schnell und unregelmäßig — Fieber. Und dazu ein Stechen im Hals, ein Röcheln in der Brust. Eine schwere innere Erkrankung . . .

Aber sie klagte nicht, jammerte nicht. Nur manchmal, wenn's gar zu arg wurde, liefen ihr die Tränen aus den Augen, und sie drehte sich um, weinte still vor sich hin . . .

Steffen wich nicht von der Stelle, blieb an ihrer Seite, ihrem Lager — Tag und Nacht. Er gönnte sich keine Ruhe, besorgte alles selbst, pflegte sie selbst. Dachte an nichts weiter als an sein Weib, das da vor ihm lag — matt und elend, geschüttelt von diesem Husten, der sie packte und quälte, daß der ganze Körper zitterte und bebte . . .

Nur manchmal in der Zwischenzeit — wenn sie ein bißchen Ruhe fand, die Augen schloß, dann drückte es ihm auf die Seele, befiel ihn eine heimliche Angst . . .

Er hatte alles im Stich gelassen — war davongegangen — Hals über Kopf, hatte nichts ordnen, nichts regeln können. Nur dem Mädchen in aller Eile Bescheid gesagt. Von draußen hatte er versucht, einen Stellvertreter zu beschaffen, der bei ihm Sprechstunden abhielt, die nötigen Besuche machte. Hatte sich an diesen und jenen bekannten Kollegen gewandt. Aber gerade jetzt — in einer solchen Zeit — wo so viel zu tun war — am meisten im ganzen Jahr — überall Bedauern, Achselzucken — niemand konnte — jeder war überlastet —

Aber was sollte er tun? Er konnte es nicht ändern, er konnte nicht fort — konnte Erika nicht sich selbst überlassen — nein, unmöglich! Daran war nicht zu denken. Mochte werden, was wollte — hier war sein Platz — hier hatte er zu bleiben, auszuhalten, bis alle Gefahr vorüber war! Sein Weib retten, dem Leben erhalten —! Das war seine Pflicht — seine erste, heiligste Pflicht.

So vergingen Wochen und Wochen, ehe Erika sich erholte. Langsam, ganz langsam. Und wie blaß und mager sie geworden war! Und dabei so schwach und kraftlos. Als sie zum erstenmal aufstand, konnte sie nicht auf den Füßen stehen, schwankte, wurde ohnmächtig. Sie wäre gefallen, hätte ihr Mann sie nicht gestützt.

Tage vergingen, ehe sie einen zweiten Versuch machte. Nur ein paar Schritte. Dann mußte sie sich wieder setzen, eine Weile ausruhen. Es war, als ob sie von neuem gehen lernte — wie ein Kind. Sie mußte selbst lächeln.

Und dann der erste Gang hinunter ins Freie. An Steffens Arm. Welche Pracht —! Der Blumengarten in vollster, üppigster Blüte. Hochstämmige Rosen, weiß und gelb, rosa und rot; Nelken in allen Farben, Stiefmütterchen und Goldlack, Levkojen und Hyazinthen . . .

Aber der heiße Sommer. Die sengende Sonne. Glut in der stillen Luft, die ermüdete und erschlaffte. Daß man den Schatten aufsuchte oder zu Haus blieb, in den kühlen Zimmern.

Erika litt darunter, schwach, wie sie war, wollte gern fort — ins Gebirge oder an die See. Am liebsten an die Nordsee. Nicht in das Getriebe der großen Bäder. Sondern auf eine kleine, stille Insel — in aller Zurückgezogenheit — wo sie sich erholen konnte.

Steffen konnte nichts dagegen haben, mußte selbst dazu raten. Die frische, salzige Luft, der kräftige, herbe Seewind, das tägliche Morgenbad im freien Wasser — das war besser als alles andere, mußte ihr guttun, mußte sie stärken.

Sie standen zwischen ihren Blumen, als sie davon sprachen, und Erika wunderte sich, daß ihr Mann keine Bedenken hatte, keinen Einwand erhob, sich ohne langes Zögern bereit zeigte. „Und was meinst du — wann reisen wir denn —?“

„Morgen — übermorgen — wann du willst —“

Sie warf ihm einen Blick zu. „Nein, wann d u willst — es kommt doch auf dich an — du hast doch noch mancherlei zu ordnen.“

„Was hab' ich noch zu ordnen —!“ sagte er. Mit leiser Bitterkeit. Und wandte den Kopf zur Seite, daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte.

„Ich denke — in der Stadt — in Berlin —“

„Ach, Berlin —!“ Er legte die Hände auf den Rücken, sah mit leerem Blick über das Wasser. „Das ist doch vorbei —“

„Aber Steffen —!“

„Ja, Erika, das ist vorbei —.“ Das war doch klar, das mußte sie doch einsehen! Da er immer abwesend war — nun wieder wochenlang, daß er nicht dagewesen war, keinen Tag, keine Stunde, sich um nichts hatte kümmern können.

„Also bin ich schuld —?“

„Nein — du nicht — nur deine lange Krankheit — und dafür kannst du doch nicht — ich konnte doch nicht von dir — mußte doch bei dir bleiben —“

Aber damit nicht genug. Nun wieder diese Reise, die ihn fortrief, ihn fernhielt — wer weiß, wie lange —

Was sollten die Menschen machen, die zu ihm kamen oder nach ihm schickten, seinen Rat, seinen Beistand suchten —? Warten, bis er wieder zurück war —? Das war doch unmöglich —!

Und wenn er wieder da war — was dann —? Sollte er sich melden, in die Blätter drucken lassen: „Von der Reise zurück?“ Wer verlangte ihn noch —? Begehrte ihn noch —? Und sozusagen noch einmal von vorn anfangen —? Sitzen und warten, bis der eine oder andere —? Nein, danke. Dazu hatte er keine Lust. Dann lieber ein Ende machen, das Schild vorm Hause entfernen, die Stadtwohnung aufgeben — —

„Daran denkst du —? Das willst du tun — wirklich —?“

Er hob die Schultern. „Ja, was bleibt mir denn übrig —?“

Sie achtete nicht auf den Ton, hörte nur seine Zustimmung. „O Steffen —!“ Es klang wie ein Jubelruf. Leise, unterdrückt.

„Das möchtest du doch auch — das ist doch auch dein Wunsch, nicht wahr —?“

„Ach, das weißt du ja — aber wenn's dich eine solche Überwindung kostet — wenn's dir so schwer fällt —?" Fragend sah sie zu ihm hin.

„Na, daß es mir leicht fällt, Erika — nein, wenn ich ehrlich sein soll — das kann ich nicht sagen — und das wirst du vielleicht begreifen —"

„Aber deshalb brauchst du doch nicht still zu sitzen —! Das sollst du auch nicht, kannst du ja auch gar nicht — nein — wir haben so oft davon gesprochen — mit der Zeit wirst du hier dein Feld finden — glaub' mir — und dann deine wissenschaftlichen Arbeiten — was du schreiben willst — wie früher in der ersten Zeit — ich denke, das lockt dich, reizt dich —?"

„O ja, das ist auch wahr — darauf freu' ich mich geradezu — das ist auch mein Trost — —"



„Nun siehst du —!" Sie stand vor ihm, legte beide Hände auf seine Schultern und küßte ihn. Wie zum Dank. Und dann schob sie ihren Arm in den seinen und ging ihm zur Seite.

Aber in ihm schwoll keine Freude, kein Hochgefühl. In ihm war ein Schwanken, eine Unsicherheit, als ob man ihm etwas unter den Füßen wegzöge — den Boden, auf dem er so lange gestanden hatte, fest und sicher — als ob ihm sein Leben aus den Händen glitt, aus den Händen genommen würde — und er konnte es nicht halten, konnte nichts dabei tun — mußte ruhig zusehen, wie alles seinen Lauf nahm . . .

War er zu nachgiebig — zu willfährig — von Natur aus? Oder hatte er die Spannkraft verloren —? Die Kraft des Widerstandes? War er mit der Zeit müde geworden —? Müde und mürbe von dem stillen und doch zähen Kampf gegen den heißen Wunsch eines anderen Menschen — und eines Menschen, der ihn liebte und den er liebte —? Oder zog es ihn selbst fort — hinweg aus der Stadt — hinaus aufs Land — in die Stille — ihm selbst unbewußt — und doch mächtig, unwiderstehlich —?

Was war es? Das eine oder das andere? Oder alles zusammen?

Ja, so war's wohl! Wie ein Schicksal! S e i n Schicksal. Und das war stärker als er, stärker als Menschenwort und Menschenwille . . .

*

Eine glückliche Frau mehr auf der Welt. Erika Lankow. Sie hatte kein Mißtrauen gegen ihren Mann, keinen Verdacht, daß er irgend etwas tat, was er nicht verantworten konnte, daß er seine eigenen Wege ging, über die Stränge schlug, wie man sagt. Nein. Er war offen, verbarg ihr nichts, hatte keine Geheimnisse vor ihr. So lange sie in der Stadt gewesen waren, sie zu Haus und er auf seinen Besuchen, hatte er immer Bescheid hinterlassen. Sie wußte, wo er war, konnte ihn verfolgen, wo er ging. Von einem Kranken zum anderen. Vormittags und nachmittags.

Und doch hatte sie keine Ruhe, konnte nichts anfangen, hatte zu nichts Lust — weder zum Lesen noch zum Zeichnen, zum Klavierspielen — ihre Gedanken flogen fort — ihm nach — wo war er jetzt —? Was tat er —?

Jetzt war er unterwegs — traf vielleicht diesen und jenen — einen Freund, einen alten Bekannten — oder auch eine Bekannte — die Frau eines Kollegen — oder eine Dame — die er behandelt hatte — wer konnte das wissen — und wenn sie daran dachte, stieg es in ihr auf, wurde ihr heiß, daß sie meinte zu fiebern.

Torheit! Unsinn! rief es in ihr. Was für Einbildungen! Was für Hirngespinste! Sie kannte ihn — oder glaubte ihn zu kennen — konnte sich auf ihn verlassen — ja, ja —!

Aber war half das alles! Es war ihr Gefühl — dies Gefühl der Ungewißheit, gegen das sie umsonst ankämpfte, gegen das sie nichts machen konnte.

Er war ja nicht da, nicht bei ihr, war fern. Sie saß da und mußte warten — immer warten, bis er da war. Sie war verheiratet, hatte einen Mann, und was hatte sie von ihm? So gut wie nichts. Nur die paar Stunden mittags und abends. Gehörte er ihr? Nein, seinen Pflichten, seinem Beruf. Das ging voran, kam zuerst und dann erst sie, seine Frau.

Eine ewige Unruhe, ein ewiges Hangen und Bangen. Ein schreckliches Leben.

Aber jetzt! Draußen in ihrem Landhaus! Jetzt war alles — alles anders . . .

Jetzt ging er nicht mehr auf und davon, fuhr nicht mehr in die Stadt — auf eine ganze Woche, daß sie nichts von ihm sah und hörte — jetzt trennte er sich nicht mehr von ihr, war bei ihr, immer in ihrer Nähe — von morgens bis abends — von abends bis morgens. Sie brauchte nicht mehr zu sinnen, zu grübeln: wo ist er jetzt? Was tut er jetzt?



Nein, sie hatte ihn immer unter Augen, konnte ihn sehen, immer beobachten — all sein Tun und Lassen. Ob er zu Haus war, in seinem Zimmer am Schreibtisch saß oder im Freien war unten im Garten, auf dem See, im Wald.

Und in ihr war eine Freude, ein Jubel, ein Glück, wie sie es nie gekannt hatte. Ein seltsames, eigenes Gefühl. Als ob sie bisher geträumt hätte — einen langen, schweren Traum. Und nun erwachte sie — erwachte zum Leben. Und das lag vor ihr — hell, sonnig, herrlich —

Und alle Schatten schwanden aus ihrem Gemüt. Sie wurde sorglos, heiter, fröhlich. Und bekam wieder Farbe im Gesicht, blühte wieder auf, wurde voller und rundlicher . . .

Steffen war eigen zumute. Er fühlte sich fremd, wie verpflanzt in einen neuen Boden, in dem er Wurzel fassen sollte. Und das dauerte seine Zeit. Er mußte sozusagen umlernen, umsatteln und gewöhnte sich erst langsam, nach und nach. Etwas schwerfällig, bedächtig, wie er nun einmal war . . .

(Fortsetzung folgt.)

Wie der Gabrielenwalzer entstand...

Eine Erzählung aus dem alten Wien.

Von Mathilde Lucca.

„Gabi, Gaberl, Gabriele!“ rief die kugelrunde Mama Staudigl, „bist noch alleweil nicht fertig?! Kannst dich nicht schön genug machen für das Strauß-Lanner-Konzert? Der Vater läßt schon die Apfelschimmel einspannen und wird nicht schlecht brummen, wenn wir noch immer nicht fertig sind!“

„Gleich, Mutter, gleich!“ rief die schöne Gabriele aus ihrem weißen Mädchenzimmer, wo sie vor dem großen Ankleidespiegel stand, da eine Falte an dem weißen Gazekleidchen niederstrich, das sich über dem großen Reifrock spannt, dort eine zarte Heckenrose höher steckte, das feine Gesichtchen mit den goldbraunen Korkzieher-Locken, das unter dem breitrandigen Florentiner hervorguckte, war wirklich gar zu lieblich.

Immer zerbrachen sich die lieben Nachbarn den Kopf, woher das unschöne, aber steinreiche Staudiglpaar zu so einer holden Mädchenblüte von Tochter kam. Ja, Gabriele Staudigl glich keineswegs den Eltern. Sie überragte um zwei Köpfe die kleine, dicke Mutter, mit dem nichtssagenden Apfelgesicht. Und dem zaunranken dürren Vater mit der großen Habichtsnase und dem eingekniffenen Mund glich sie schon gar nicht. Wahrscheinlich irgendeiner reizenden Urahne glich Gabriele. Auch ihr Bruder, der Josef, glich gar nicht den Eltern, sondern war ein bildschöner Bursche, der noch dazu eine Prachtstimme hatte und sich durchaus zum Sänger ausbilden wollte.

Zum großen Jammer des reichen Seidenwebers Staudigl, seine Fabrik florierte nun schon in der dritten Generati on. Sein Großvater Josef Staudigl hatte sie in der Zieglergasse gegründet. Der Großvater war als Handwerksbursche, als armer Leinenweber bis nach Lyon in Frankreich gekommen, hatte dort das Seidenzeugweben erlernt, es nach Wien verpflanzt und war so einer der Gründer des Wiener Brillantengrundes geworden. Und nun sollte der jetzige Besitzer der großen Seidenzeugfabrik den Kummer erleben, daß sein Sohn nicht Weber, sondern Sänger werden wollte. Da mußte nun die Gabi dran. Die mußte sich einen Mann nehmen, der das Seidenzeugweben aus dem „ff“ verstand und einmal die große Fabrik übernehmen konnte.

Er hatte auch schon einen Schwiegersohn in petto — den jungen, feschen Karl Ziegler selber. Den Sohn seines größten Konkurrenten, der erst nur eine Seidenbank-Fabrik gehabt und nun unter der Maske der Freundschaft ihm alle seiner Lyoner Muster für Seidenzeug abgeguckt hatte.

Die schöne Gabi aber, die so verträumt in der elterlichen Equipage saß, die fuhr mit Herzklopfen nach Hietzing.

Sollte sie doch dort am Dirigentenpult den Abgott ihres Herzens wiedersehn, den jungen, schönen Meister Johann Strauß, der vor kurzem mit seinem Freunde Josef Lanner ein Symphonieorchester gegründet hatte.

Dem schönen Geiger gehörte Gabrielens Herzchen.

Bis jetzt hatte Johann Strauß es noch nicht gewagt, sich der reichen Fabrikanten-Tochter zu nähern. Doch heute hatte sein Freund Josef Lanner ihm so arg zugesetzt.

„Hörst, Johann, du bist ein rechter Traumichnit! Wenn ich meinen Schönbrunnerwalzer dirigier', da legst halt deine Geigen hin, machst deiner Auserwählten ein schönes Buckerl! Möcht wissen, warum sie nicht mit dir tanzen sollt', mit so einem tüchtigen Künstler, wie du bist?“

„Ja, aber die Alten?“ stöhnte Johann Strauß.

„San a nur Menschen mit zwei Hazen!“ polterte der naturwüchsige Meister Lanner, „daß sie mehr Geld wie wir zwei hab'n, deshalb sind's a nix Besonderes. Wir haben halt dafür unser Genie!“

„Nur, daß das Geld viel angenehmer ist!“ lachte Strauß.

„Stimmt, aber Genie ist unsterblich! Die Nachwelt wird einen Seidenweber Staudigl nimmer kennen, aber die Firma Strauß und Lanner schon!“

Und als die Kapelle den Schönbrunnerwalzer anstimmte, da stand der schlanke Meister Strauß in seinem blauen Frack und den weißen Pantalons vor der reizenden Gabriele Staudigl.

„Aber Gabi!“ protestierte Vater Staudigl, und seine Habichtsnase wurde noch krummer, „der erste Walzer gehört dem Herrn von Ziegler!“

„Vaterl, der Herr Ziegler bekömmt halt den zweiten Tanz! — Wer nicht kommt zur rechten Zeit — muß nehmen, was noch übrig bleibt!“

Und fort war die schöne Gabi mit dem jungen Kapellmeister, der sie und ihren großen Reifrock glücklich durch das Gewirr der Tische steuerte.

Hingebend lag auf dem Tanzboden Gabriele in den Armen Meister Strauß'.

„Ach, Fräulein Gabi!“ flüsterte der Kapellmeister, „wenn wir beide so Hand in Hand durchs Leben tanzen könnten?“

„Es wird halt schwer halten!“ flüsterte Gabi zurück, „mein Vater will nur einen Seidenweber zum Schwiegersohn, weil doch der Josef Opernsänger wird. Es wär' auch ewig schad' um seine Prachtstimme, wenn er sie nicht ausbilden sollte. Aber ich hab' eine Idee, ich werde Vaterl bitten, ob ich nicht Klavierspielen bei Ihnen, Herr Strauß, lernen darf?“

Und als das echauffierte Mädchen an den elterlichen Tisch zurückkehrte, bat sie gleich den Vater: „Geh, Vaterl, liebes, dürft ich nicht beim Herrn Kapellmeister Klavierstunden nehmen?“

„Warum nicht gar?“ brauste Staudigl auf, „ich hab' grad genug an dem Pepi seiner Singerei! Ich duld' keine zweite Künstlerschaft in der Familie!“

„Aber Vaterl!“ bat auch Frau Staudigl, „Klavierspielen gehört jetzt zur Bildung. Kommen Sie nur, Herr Strauß und geben Sie der Gabi zweimal in der Woche Klavierstunde!“

Ganz entgeistert starrte Staudigl seine plötzlich so eigenmächtige Gattin an. Er wollte nichts sagen — aber auf das häusliche Donnerwetter konnte sie sich freuen.

„Na, wie war's, Mohrenschädel?“ neckte edr hellblonde Lanner den dunkellockigen Johann Strauß.

„Denk' dir, ich darf ihr Klavierstunden geben!“ jubelte Strauß.

„Ich gratulier', da wird sich ja alles finden.“

Aber es fand sich gar nichts, denn schon bei der zweiten Klavierstunde polterte der Seidenfabrikant Staudigl ins Zimmer — und sah noch, wie Gabriele sich aus Strauß' Armen wand.

„Ah, da schau her! Was erlauben Sie sich denn, Sie windiger Musikant?!“

„Nichts Unrechtes, Herr von Staudigl, ich möchte Sie nur um die Hand Ihrer Tochter Gabriele bitten!“

„Sonst nichts? Da legst dich nieder! Dort ist die Tür, für einen Musikanten ist meine Gabi zu gut!“

„Herr Staudigl, Herr Staudigl!“ Tiefer Schmerz sprach aus Johann Strauß' Stimme, „vielleicht bereuen Sie es noch einmal, mir die Tür gewiesen zu haben! Vielleicht wird der Name Johann Strauß noch einmal Weltruhm tragen!“

„Soll mich für Sie freuen, lieber Strauß, aber meine Gabi ist mir zu gut für Musikantenelend! Bitte, bemühen Sie sich nicht mehr zu uns, das Honorar für drei Monat' schick' ich Ihnen, und die Gabi lernt nit weiter!“

„Bedaure, Ihr Honorar nicht annehmen zu können, Herr von Staudigl, leben Sie wohl!“ Und hinaus stürmte der junge Meister.

*

Ueber ein Jahr war vergangen, der junge Kapellmeister hatte aus Trotz die hübsche, stattliche Wirtstochter Anna Streim. vom Roten Hahn, gefreit. In der Wiege schrie schon der vier Wochen alte Kronprinz, der zukünftige Walzerkönig, als es eines Abends an der Tür der bescheidenen Kapellmeister-Wohnung klopfte Und herein kam der junge Seidenzeugfabrikant Karl Ziegler.

„Gelt, da schaun's, Herrn von Strauß!“ meinte Karl Ziegler gemütlich, um die große Verlegenheit zu bemänteln, die ihn zu diesem Schritt gezwungen hatte! Ja! Zu was man sich alles hergeben muß, wenn man so verliebt ist! Also, meine Gabi will durchaus, daß nur Sie und kein anderer zu unserer Hochzeit aufspielen. Und irgend etwas hat die Gabi gemunkelt von einem „Gabrielenwalzer“, den Sie für sie. komponiert haben!“

„Na, meinetwegen!“ lachte Meister Strauß, „soll sie ihren Walzer haben an ihrem Ehrentag! Aber da schau'n Sie sich meinen Kronprinzen an, Herr von Ziegler, und machen Sie es uns bald nach!“ Und strahlend vor Vaterstolz hebt Meister Strauß seinen Kronprinzen aus der Wiege.

Die Zimmer im Staudiglschen Hause sind auf das schönste geschmückt. Im großen Saal fehlt die Estrade nicht für die Straußkapelle, und als das junge Paar den Saal betritt — Gabriele ist bezaubernd schön im Brautschmuck — ,da schallen ihr die Tonwellen des „Gabrielenwalzers“ entgegen, den Johann Strauß einst für sie mit seinem Herzblut komponierte

Da senkt die schöne Frau das Köpfchen, und zwei schwere Tränen rollen in den Brautschleier.

Eine findige Steuerbehörde.

Das unverdiente Schriftsteller-Honorar.

In Europa sind die Klagen über die Steuerbehörden an der Tagesordnung. Aber wenn man hört, was amerikanische Finanzämter ausklügeln, müssen wir hierzulande unseren Steuerbehörden Abbitte leisten. In Amerika hat zum Beispiel eine Finanzbehörde vor kurzem bestimmt, daß die Tantiemen eines Schriftstellers vom Verkauf seiner Bücher als Einkommen zu betrachten seien, das ohne entsprechende Arbeit dem Steuerzahler zugute kommt. Deshalb müsse der Steuersatz auch viel höher berechnet werden als der Steuersatz vom Ertrag einer „gewöhnlichen“ Arbeit. Die Begründung dieser merkwürdigen Ansicht behauptet, daß der Autor nicht wisse, ob ein Exemplar seines Buches überhaupt verkauft werden könne, und daß er sich meistenteils um die materielle Seite seiner geistigen Arbeit gar nicht kümmere. So falle ihm der Anteil vom Verkaufspreis unverdient zu! Man könnte einen solchen Gedankengang auf den ersten Blick für einen schlechten Witz halten. Aber der Bericht beruht auf Tatsachen.

Wie in den Viehstall frische Luft hineinkommt.

Wohl in einfachster Weise erhält der Viehstall eine zweckmäßige Ventilation, indem man in den Außenwänden unter der Stalldecke Oeffnungen anbringt. Häufig erhalten diese Oeffnungen eine von außen nach innen aufsteigende Richtung, um Zugluft möglichst zu vermeiden. Am besten eignet sich diese einfache Ventilationseinrichtung für Stallungen mit mehr als 2½ Meter Höhe, da bei niedrigen Ställen die durch die Oeffnungen eintretende Luft zu schnell mit dem Vieh in Berührung kommt. Um bei niedriger Temperatur oder bei windigem Wetter diese Ventilationsöffnungen außer Funktion setzen zu können, werden sie mit Klappen oder Schiebevorrichtungen versehen. Auch erhalten die Oeffnungen vorteilhaft ein Drahtgeflecht zur Zerteilung der kalten Luft und zur Abhaltung von manchem Ungeziefer und Vögeln. In anderer Weise kann die Ventilation durch senkrecht gestellte Röhren hergestellt werden, die außen und unten an der Mauer beginnen, in dieser aufsteigen und unter der Stalldecke in den Stallraum münden.

Auf eine dritte Art wird die Ventilation durch Dunstrohre erzielt, durch welche die in den oberen Schichten des Stallraumes sich ansammelnde Luft entweichen kann. Sollen diese Röhren gut funktionieren, so müssen sie aber vor Abkühlung geschützt, d. h. mit schlechten Wärmeleitern umgeben werden. Man nimmt deshalb auch heute noch oft, obwohl Dunströhren aus Steingut dauerhafter sind, aus Holz hergestellte Röhren, weil diese nicht so stark abkühlen. Um eine selbständige Luftströmung zu ermöglichen, versieht man vielfach die Dunströhren mit Einschnürungen in der Weise, daß das Rohr abwechselnd allmählich enger und weiter wird. Die zum Verschließen des Rohres und zur Regulierung des Luftzuges dienende Klappe wird oben angebracht; mittels einer Schnur oder dergleichen wird sie geöffnet oder geschlossen. Daß diese Klappe oben angebracht sei, ist von großer Wichtigkeit. In diesem Falle ist das Dunstrohr auch in geschlossenem Zustande stets mit warmer Luft gefüllt und tritt nach dem Oeffnen der Klappe sofort in Tätigkeit.

Auch Schraubenventilatoren kommen heutzutage schon im Viehstall der kleineren Wirtschaft vielfach zur Anwendung, wie denn die Ventilationseinrichtungen überhaupt oft recht vielgestaltig einem entgegentreten. Welche Form man nun auch für die Ventilationseinrichtung wählen mag, sollte doch niemals die frische Luft von unten in den Stallraum eingeführt werden. Das kann sehr gefährlich werden; denn die hierbei stattfindende zu starke Abkühlung der unteren Luftschichten hat besonders für die empfindlichen Euter der Kühe meist nachteilige Folgen. K. B.

Ihre Sorgen.

In jeder Sprache gibt es überflüssige Worte. Worte, die nicht allein deswegen überflüssig sind, weil man sie ohne weiteres durch andere ersetzen kann, die zu allem Ueberfluß auch noch höchst unwertig sind, weil sie im Grunde sprachliche Mißbildungen darstellen und deshalb verschwinden müßten. So hat sich jetzt ein amerikanischer Gelehrter die Zeit genommen, daraufhin die englisch-amerikanische Sprache zu untersuchen. Der Forscher kam zu dem Ergebnis, daß etwa rund 2000 Worte mit Stumpf und Stiel ausgerodet werden müßten, weil sie den völligen Unwert an der Stirn tragen. Der Gelehrte hat die Sammlung unwertiger Worte bereits den Sprachvereinen unterbreitet, mit der Bitte, alles daran zu verwenden, um diesen Hirnballast aus der Welt zu schaffen.

Eine antike Verteidigungsrede.

Antiphon, der griechische Redekünstler, hatte in Athen etwa um 450 v. Chr. eine Rednerschule eröffnet und war als einer der bedeutendsten Männer der aristokratischen Partei zur Zeit des Peloponnesischen Pireges an der Einführung einer oligarchischen Verfassung beteiligt. Die oligarchische Herrschaft dauerte aber nur kurze Zeit; sie wurde schon nach vier Monaten von der demokratischen Partei gestürzt. Antiphon, der damals gerade von einer Mission in Sparta heimgekehrt war, ließ sich durch die Flucht seiner Freunde nicht schrecken, sondern blieb mit einigen anderen Oligarchen ruhig in Athen. Vor Gericht gestellt und wegen Landesverrats angeklagt, hielt er jene Rede, die Thukydides „die schönste Verteidigungsrede, die je gehalten worden ist", nennt. Von dieser Rede hat der schweizerische Gelehrte Nicolo nun vier Bruchstücke gefunden. Das erste gehört offenbar zur Einleitung der Rede: Antiphon leugnet nicht, daß er sich an der Staatsumwälzung beteiligt habe; er beweist jedoch, daß die Beweggründe, von denen er sich leiten ließ, nichts Egoistisches hatten. Die anderen Bruchstücke sind in so schlechtem Zustande, daß Nicole nur mit Mühe einen Sinn herauslesen konnte. Im letzten Bruchstücke scheint Antiphon einen pathetischen Appell an seine Richter gerichtet zu haben; er erinnert an seine Familie und an die eines seiner Genossen, an die armen Frauen und an die armen Kinder, die er und seine Freunde nicht dem Elend hätten preisgeben wollen; wenn er das hätte tun wollen, hätte er leicht fliehen können. Die Richter blieben jedoch den Bitten und der Fürsprache des Greises gegenüber taub. Antiphon wurde zum Tode verurteilt und trank nach athenischer Sitte den Schierlingsbecher; sein Vermögen wurde eingezogen und sein Haus dem Erdboden gleichgemacht.

Aus aller Welt.

Gelehrtenstreit. So erzählt man: F., ein berühmter französischer Schriftsteller, hatte mehrere Pariser Gelehrte zu sich zu Gast geladen. Man erörterte übereifrig wissenschaftliche Fragen von unwesentlicher Bedeutung. F., der sich zu langweilen anfing, beschloß, diesen Ueberklugen eine Lektion zu erteilen. Er verschwand auf einige Minuten, dann kam er mit ernster Miene zurück und bat die Anwesenden, ihm zu folgen, da er soeben eine höchst merkwürdige Entdeckung gemacht hätte. Die Gelehrten folgten neugierig, und F. führte sie vor ein kleines Postament, auf dem eine gläserne Zierkugel ruhte. „Denken Sie sich, meine Herren," sagte F., „diese Kugel hier ist den ganzen Tag ungeschützt der Sonne ausgesetzt. Wie erklären Sie es sich, daß nun die untere Hälfte der Kugel heiß ist, während die der Sonne zugewandte Seite bedeutend kälter ist?" Von den Gelehrten hatte jeder eine andere Erklärung für diese Erscheinung. Der eine meinte, unter dem Garten müsse sich ein Vulkan befinden, und gab F. den Rat, schleunigst sein Grundstück zu verkaufen. Ein anderer bewies, daß die Sonnenstrahlen so durch die Kugel gebrochen würden, daß sich nur die untere Hälfte erwärmen könnte. Und so wußte jeder eine Lösung. F. hörte schweigend zu, dann sagte er höflich: „Ich habe die Kugel vor zehn Minuten umgedreht!"

Der Baum als Vogelfalle. Im Gelben Meer gibt es eine Gruppe von Inseln, Pulo Tega genannt. Sie sind von Riffen umgeben, so daß nie ein Schiff dort anzulegen wagt. Ein- oder zweimal aber unternahm doch ein Kapitän das Wagnis und zeichnete die Inseln als „Vogelinseln" auf der Karte ein, da der Boden ganz bedeckt ist mit Vogelskeletten. Es wächst dort die seltene Art eines tropischen Baumes. Zu einer gewissen Jahreszeit trägt dieser Baum Samenkapseln, die natürliche Fallen für Vögel und andere kleine Tiere bilden, die das Unglück haben, damit in Berührung zu kommen. Diese Samenträger, von denen die Zweige bedeckt sind, sind besetzt mit kleinen, scharfen, krummen Haken, die nicht nur festhalten, sondern die auch mit einem harzigen Klebstoff bedeckt sind, nicht weniger klebrig denn Vogelleim. Der unglückliche Vogel, der sich auf diesen Baum niederläßt, klebt zunächst mit den Federspitzen fest. In seinem Bemühen, sich zu befreien, gerät er immer enger in die Fesseln dieses Pflanzenmonstrums, bis der Tod seine Leiden beendet. Skelette von großen Seevögeln, wie dem Albatros, wurden unter den Bäumen oder in den Zweigen gefunden. Auch ein toter Sturmvogel saß in einer solchen Falle.

Jetzt kommt die gute Jahreszeit für die Bahndiebe. Ihr Hauptjagdgebiet sind die Seitengänge der D-Züge und die Bahnsteige. Wie die Bahndiebe arbeiten und wie man sich vor ihnen schützen kann, das zeigt ein großer Bilderaufsatz in der neuesten Nummer der „Münchener Illustrierten Presse" (Nr. 22). — Von neuer Landwirtschaft handelt eine Bildseite, zu der Professor Schlittenbauer den Text geschrieben hat. — In den Londoner Hyde-Park führen uns die Aufnahmen, die eine Besonderheit dieses Parkes, die Straßenredner zeigen. — Wir nennen noch die Bilderserien „Das Gesicht der jungen Tänzerin", „Auswanderer" von Wolfgang Weber und „Der weiße Strich", Bilder von den Vorbereitungen zum Weltrekord für Automobile. — Die lustigen Zeichnungen von Karl Arnold behandeln den Monatsersten.

Fröhliche Ecke.

„Ja," sagte der furchtsame Passagier zum Piloten, „ich verstehe schon, ich soll stillsitzen und keine Angst haben. Aber, wenn nun doch etwas passiert und wir abstürzen — was soll ich dann tun?"

„Ach, das ist ganz einfach. Dann fassen Sie irgend etwas, an dem wir vorbeifliegen, und hängen sich daran."

*

Das Geheimmittel. Kunde: „Hören Sie! Als Sie mir diese Arznei verkauften, sagten Sie, ich würde in einer Nacht kuriert sein. Ich bin aber nicht kuriert!"

Drogist: „Ja, es steht doch nicht auf der Flasche, in welcher Nacht!"